

Tonino  
Benacquista

BLUT UND  
DOLLAR



Tonino  
Benacquista

# BLUT UND DOLLAR

Eine Mafia-Komödie

Aus dem Französischen von Herbert Fell

**carl's**books

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel »Malavita encore«  
bei Éditions Gallimard, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

© der Originalausgabe 2008 by Éditions Gallimard, Paris  
© der deutschen Erstausgabe 2015 bei carl's books, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-58541-2

[www.carlsbooks.de](http://www.carlsbooks.de)

*Für Claire und Florence*

*Und auch für Westlake, den größten Don von allen*



## Eins

Von Unglück und Ungemach war der amerikanische Schriftsteller Frederick Wayne bisher größtenteils verschont geblieben. Nur einmal hatte es ihn ordentlich erwischt – passiert war das allerdings in einem früheren Leben.

Jetzt gerade belauschte er an der Theke eines Bistros das morgendliche Gespräch zweier Frauen, die vom Markt kamen und ihren Milchkaffee schlürften. Eine von ihnen jammerte, ihr Mann gehe fremd. Die Fakten lagen auf dem Tisch, was ihr zu schaffen machte. Fred, der seinen Wortschatz immer gern erweiterte, übersetzte »fremdgehen« wörtlich ins Englische, was aber keinen Sinn ergab. Dann konzentrierte er sich auf den Wortteil »fremd«, und er ahnte, dass dieses »fremd« nichts Gutes bedeutete. Schon seit einiger Zeit war der Frau aufgefallen, dass ihr Mann wieder nett und zuvorkommend zu ihr war. Sie konnte sich das kaum erklären, es war aber so. Als wollte der Kerl, in den sie sich vor siebzehn Jahren verliebt hatte, sie wieder umschwärmen. Bei der Vorstellung zerriß es ihr fast das Herz. »Siehst du«, sagte die Freundin, um ihren Part weiterzuspielen, aber auch um das Gespräch zu beenden, »alles Schlechte hat auch sein Gutes.«

Es war ein milder Wintertag Ende Januar, und Fred machte sich wieder auf den Heimweg in das kleine Dorf Mazenc, wo an einem Hügelhang zwischen den Obstwiesen und den Lavendelfeldern der Provence seine Villa herausragte. Er legte die Einkäufe auf den Küchentisch und notierte, um es nicht

zu vergessen, auf den Block an der Wand: »Alles Schlechte hat auch sein Gutes = *A blessing in disguise.*«

Unzufrieden mit seiner Übersetzung, knöpfte er sich das Sprichwort jetzt selber vor, er wollte diesem Auswuchs an volkstümlicher Lebensweisheit Paroli bieten. Mal abgesehen von der neuen Aufmerksamkeit ihres Gatten, wozu sollte ihr Unglück gut sein? Sollte man sich freuen, dass diese Frau jetzt ihre Beziehung mit anderen Augen sehen konnte, oder sollte man sie bedauern, einen Mann zu haben, der dumm genug war, sich erwischen zu lassen? Oder, was noch schlimmer wäre, der eines Abends gentlemanlike und mit eingezogenem Schwanz vielleicht vor sie trat, um ein volles Geständnis abzulegen? Wieder einmal zeigte sich Freds tiefe Verachtung für jede Art von Reue. Wenn er in früheren Jahren Maggie, seine Frau, betrogen hatte, dann hatte er den Anstand besessen, es für sich zu behalten; zudem hatte er zuvor genügend Vorsichtsmaßnahmen getroffen, denn er wollte seine Frau nicht leiden sehen. Und wenn sie ihm dennoch auf die Schliche gekommen war? Dann hatte er ihr ein Lügenmärchen aufgetischt, das so grotesk war wie die Romane, die er jetzt schrieb.

Romane? Nun ja, es handelte sich eher um persönliche Erinnerungen, die er fast eins zu eins in Fiktion übertrug. Amerikanische Schriftsteller, so war es Fred zu Ohren gekommen, lebten erst einmal, bevor sie sich ihren Traum, weiße Blätter zu beschreiben, erfüllten. Sie stammten nicht aus gebildeten Familien. Stattdessen sogen sie Lebenserfahrung um Lebenserfahrung in sich hinein, und erst dann wagten sie es, jene großen Werke zu schaffen, die ihre eigene Geschichte und die ihres Landes lebendig werden ließen. Es waren Jäger, Privatdetektive, Piloten, Boxer oder Kriegsreporter, die eines Tages beschlossen, ihr Leben verdiene es, erzählt zu werden. Und in der Tat, Frederick Wayne reihte sich mit Fug und Recht in

diese Autorentradition ein. Denn Fred war nicht immer Frederick Wayne gewesen. Vor fünfzig Jahren hatte er im Staat New Jersey unter dem Namen Giovanni Manzoni das Licht der Welt erblickt. Seine Eltern, Cesare Manzoni und Amelia Fiore, waren Kinder sizilianischer Einwanderer. Und die führten mit großem Erfolg eine Familientradition weiter, die dem goldenen Zeitalter der USA den Stempel der Niedertracht aufdrückte. Giovanni Manzoni war ein direkter und legitimer Nachfahre der *Cosa Nostra*, die auch *Onorata società* oder *Malavita* genannt wurde, ihr gebräuchlichster Name aber, Mafia, löste bei jedem, der sich auskannte, Angst und Schrecken aus.

So dachte schon der junge Manzoni bei dem Wort »Unglück« vor allem an das Unglück der anderen. Und deren Unglück hatte nur einen Zweck: ihm Profit zu verschaffen. Als Kind durchlief er bereits alle wichtigen Etappen, um ein *wiseguy*, ein Mafioso, zu werden. Mit elf Jahren gründete er seine erste Bande, mit zwölf verdiente er sich seine ersten Dollar, mit vierzehn wurde er zum ersten Mal festgenommen, und sobald er strafmündig war, saß er seine erste Gefängnisstrafe ab – an diese drei Monate erinnerte er sich immer wieder gern; sie waren alles andere als unglücklich. Nachdem er dann gelernt hatte, wie man Gelder erpresst, lästige Zeugen beseitigt, die Konkurrenz einschüchtert, Kreditwucher betreibt, krumme Geschäfte macht und bewaffnete Raubüberfälle begeht, ernannte man ihn zum *capo*, zum Boss des Clans.

Begabt wie er war, hätte er der absolute Herrscher über das Mafiaimperium, der *capo di tutti i capi*, werden können, wenn ein traumatisierendes Ereignis ihn nicht dazu gezwungen hätte, sein bisheriges Leben infrage zu stellen. Nach einem Bandenkrieg in New Jersey hatte ihm das FBI zwei Möglichkeiten gelassen: Entweder du verrätst deine Waffen-

brüder, oder du verbringst den Rest deines Lebens hinter Gittern.

Das Zeugenschutzprogramm WITSEC versprach ihm eine neue Identität, ein neues Leben. Seiner Frau fiel ein Stein vom Herzen, für sie war das die einmalige Chance, ihren Kindern, Warren, damals sechs, und Belle, damals neun, eine anständige Kindheit zu ermöglichen, mit einer Zukunftsperspektive jenseits des organisierten Verbrechens. Manzoni sagte aus, drei Paten der LCN, wie die Cosa Nostra abgekürzt vom FBI genannt wurde, stürzten, und mit ihnen fünf oder sechs Leute aus ihrem engsten Team, Lieutenants und Handlanger. Um ihre Strafe zu mindern, verpiffen einige von diesen wiederum andere Mitglieder der Organisation, was eine Kettenreaktion auslöste und schließlich einundfünfzig Gangster hinter Schloss und Riegel brachte.

Die Mafiafamilien setzten auf Giovannis Kopf die Rekordsumme von zwanzig Millionen Dollar aus, und er zog, stets unter dem Schutz des FBI, mehrmals in den USA um, bis man ihn dann nach Frankreich umsiedelte, wo er sich seit rund zehn Jahren versteckt hielt.

Derzeit genügte zu seinem Schutz ein einziger Agent, der ihn und seine Aktivitäten überwachte. Mit dem berühmten Henry Hill, den das FBI seit 1978 beschützte, und dem schrecklichen Fat Willy gehörte Manzoni zum Kreis der berühmtesten Kronzeugen der Welt.

Und da er viel erlebt hatte, führte er einfach die Tradition der amerikanischen Abenteurer weiter, die im reifen Alter ihre Heldentaten erzählen mussten. An manchen Abenden, wenn ein innerer Friede ihn erfasste, erlaubte er sich den Gedankengang, dass das Schicksal ihn nur deshalb in eine Gangsterfamilie hineingeboren hatte, damit er später einmal Schriftsteller wurde. Ja, er musste es sich einge-

stehen, in seinem Fall galt das Sprichwort: *Alles Schlechte hat auch sein Gutes*. Hatte er doch *Blut und Dollar* und *Das Reich der Nacht* unter dem Pseudonym Laszlo Pryor veröffentlicht. Fred Wayne wäre als Autorennamen nicht möglich gewesen, Giovanni Manzoni noch weniger.

Direkt nach dem Mittagessen setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann ein Kapitel seines dritten Buches mit einer Anekdote über Alfonso Capone, eines seiner großen Vorbilder. Von den Alten zu lernen, schien ihm wesentlich.

Capone trug in seiner Hosentasche stets ein paar rohe Makkaroni. Wenn eine Besprechung schlecht lief, zerbrach er die Nudeln mit den Fingern, was seinen Geschäftspartner an das Geräusch von zerquetschten Wirbeln erinnerte. Besser also, sich Capones Vorschlag zu fügen.

\*

Nachdem Maggie ihr Leben als Gangsterbraut zu Grabe getragen hatte, versuchte sie sich in Gottes Augen reinzuwaschen, indem sie sich um die Armen und Mittellosen kümmerte. Sie hatte alle karitativen Verbände und Hilfsorganisationen gründlich sondiert, und viel hätte nicht gefehlt und sie wäre einer UN-Organisation beigetreten, um den Hunger in der Welt zu bekämpfen. Maggie war mit ihrer Selbstaufopferung bis zum Äußersten gegangen. Ihr Traum war es, eines Tages von dem Makel, Livia Manzoni, eine First Lady des organisierten Verbrechens gewesen zu sein, freigesprochen zu werden. Die anderen Freiwilligen, die sie wie eine Heilige behandelten, ahnten allerdings, dass das Herzblut, das sie in ihr Werk steckte, bald versiegen würde. Schließlich spürte sie selbst: Von der Hand, die sie den Bedürfti-

gen entgegenstreckte, wurde mehr verlangt, als sie geben konnte.

Ihr Mann malte sich mit grausamer Ironie eine Zukunft aus, die auf den Säulen seiner schrecklichen Vergangenheit stand. Jeden Morgen verschwand er in ein leeres Zimmer, das er sein »Büro« nannte, um an dem zu arbeiten, was er seinen »Roman« nannte. Sie hielt nichts von seiner Schreiberei, sie fand sie noch erbärmlicher als sein Gangstertum, aber insgeheim beneidete sie ihn, denn er glaubte an seine neue Berufung und schaffte es auch, sie auszuleben; dabei war er nicht gerade der Schlauste.

Ihrer Ansicht nach besaß jedes Lebewesen auf der Erde ein Talent, das möglichst vielen zugutekommen sollte. Bei manchen drängte es sich von selbst auf, und die Resolutesten unter ihnen lebten es auch aus, doch für die meisten bestand die riesige Schwierigkeit darin, dieses Talent überhaupt zu entdecken. Steckte es in einer Leidenschaft, die sich immer wieder meldete, aber nie befriedigt worden war? War es in einem alten Traum verborgen, den man vergessen hatte? Oder war es eine Begabung, die darauf wartete, erst im reifen Alter entdeckt zu werden? Handelte es sich um ein Hobby, das man fälschlicherweise nicht ernst genommen hatte? Oder war es eine Fertigkeit, von der bisher nur die anderen profitiert hatten?

Maggie empfand sich nicht als Künstlerin, sie sah sich eher als einfache Arbeiterin, die dank ihrer Kraft und Ausdauer aber Außergewöhnliches leisten konnte. Nachdem sie ihre karitativen Tätigkeiten eingestellt hatte, wartete sie im Alltag auf irgendein Zeichen, sei es in ihrer knappen Freizeit oder bei der Hausarbeit. Bis ihr bei einem Sonntagsessen die Erleuchtung kam.

Um sich bei einem Nachbarchepaar für eine Hilfeleis-

tung zu bedanken, hatte Maggie sich mächtig ins Zeug gelegt. Der Hauptgang war kurz davor, serviert zu werden, und ihre kleine Familie ließ es sich nicht nehmen, ordentlich die Werbetrommel zu rühren. Fred behauptete, er habe Maggie wegen ihres Körpers geheiratet, bei ihr geblieben aber sei er wegen ihrer *melanzane alla parmigiana*. Und Belle sagte den Nachbarn voraus, dass sie nach diesem Gericht süchtig werden würden, absolut süchtig, während Warren, den nichts so sehr langweilte wie Nachbarschaftsgespräche, erst bei Tisch auftauchte, als die Auberginen aufgetragen wurden. Die Gäste, die man quasi schon genötigt hatte, das Essen göttlich zu finden, ließen sich aber auch so von der unbekanntenen Mixtur aus gegensätzlichen Geschmacksreizen gefangen nehmen, bei der das Fruchtige, das Würzige und das Milde eine köstliche Verbindung eingingen.

»Maggie, das ist nicht nur das Beste, was ich bisher in meinem ganzen Leben gegessen habe«, behauptete der Nachbar, »ich werde auch nie mehr etwas Besseres essen.«

»Sagen Sie das nicht in Gegenwart Ihrer Frau, Étienne.«

»Ich bin vollkommen seiner Meinung«, pflichtete diese ihm bei. »Mein Vater war Koch bei Lepage in Lyon. Ach, wäre er doch noch unter uns und könnte Ihre Auberginen probieren.«

Maggie wusste, wie viele Begeisterungstürme ihre *melanzane alla parmigiana* über die Jahrzehnte ausgelöst hatten – nicht wenige Mafiosi hätten auf die Pasta ihrer eigenen Mamma gespuckt, nur für eine Portion Auberginen von ihr. Beccagato, der Restaurantbesitzer, der die Clanmitglieder der Familien Manzoni, Polsinelli und Gallone bewirtete, hatte seine *parmigiana* von der Karte genommen, nachdem er die von Maggie probiert hatte. Er fiel vor ihr auf die Knie, sie solle ihm das Geheimnis verraten, aber es gab keines:

Rezept und Zutaten waren bekannt. Es brauchte einzig die geschickte Hand der Köchin, um diesen köstlichen, königlichen Vielklang entstehen zu lassen. Dabei war Maggie keine außergewöhnliche Köchin, sie studierte auch keine Kochbücher, improvisierte selten, und die Kunst, aus Resten eine Mahlzeit zu zaubern, pflegte sie auch kaum. Ihr genügte es, die zwei, drei Gerichte gut zu kochen, die ihre Familie, ohne deren überdrüssig zu werden, immer wieder verlangte. So war sie im Lauf der Jahre zu einer außergewöhnlichen Perfektion gelangt.

Warum also weitersuchen, wo alles offensichtlich vor ihr lag, gab es etwas Besseres als Perfektion? Sie war nicht dazu bestimmt, eine Heilige zu werden, noch konnte sie sich vorstellen, als Organisatorin von Wohltätigkeitsveranstaltungen alt zu werden. Warum also die fixe Idee aufgeben, warum nicht das einzige Geschick, das man besitzt, intensiv pflegen? Sollte sie sich nach fünfzig gelebten Jahren dazu entschließen, unterhalb ihrer Möglichkeiten zu leben, ihren Wunsch verleugnen, möglichst alles richtig zu machen, ihre Kraft, Berge zu versetzen, ausbremsen und die Idee aufgeben, bei Gott ordentlich Eindruck zu schinden, um in den Genuss seiner Wohltaten zu kommen?

\*

*Märchen gibt es nicht, auch nicht für eine Märchenprinzessin.* Wie oft nur hatten Belles Eltern ihr das eingebläut. So wollten sie ihr verdeutlichen, dass trotz ihres traumhaften Körpers und ihres Engelsgesichts das Leben sie nicht schonen werde.

Belle war immer schon schön. In ihrem Zuhause in Newark mussten Nachbarn und Freunde bereits zugeben, dass, sogar im Vergleich mit den eigenen Kindern, allein die Toch-

ter der Manzonis die Anmut einer Madonna besaß. »Lasst sie in Werbespots auftreten! Bei der Wahl zur Mini-Miss!«

Belle bekam nicht mehr die Gelegenheit dazu; ihre Prinzessinnen-Kindheit endete jäh mit der Zeugenaussage ihres Vaters beim »Prozess der fünf Familien«. Die Manzonis wurden unter Quarantäne gestellt, sie waren verdammt dazu, im Verborgenen zu leben, ständig waren sie auf der Flucht. Erst nach ihrer Ankunft in Frankreich durfte Belle sich wieder vor aller Augen zeigen, in altem Glanz. Glücklicherweise hatte sie sich ihre Frische und Spontaneität bewahrt, sie war immer noch neugierig und ihrem Vater nicht böse wegen des harten Lebens, das sie ihm verdankten.

Inzwischen stand sie nicht mehr unter dem Schutz von WITSEC, sie hatte ihr Leben als junge, selbstständige Frau begonnen, wie alle anderen Mädchen in ihrem Alter. Aber ob es ihr gefiel oder nicht, sie war nicht wie die anderen. Sie lebte in Paris in einer kleinen möblierten Wohnung in der Rue d'Assas, die sie erst verließ, wenn sie mit ihrem Lernpensum für das Psychologiestudium fertig war. »Wieso Psychologie?«, hatte ihre Mutter gefragt – die Antwort kam prompt. »In Anbetracht der sehr verschiedenen Formen von Stress und nervösen Störungen, unter denen ich seit meiner Kindheit leide, könnte eine theoretische Phase meine schon recht solide praktische Basis höchstwahrscheinlich untermauern helfen.« Belle nahm keine Unterstützung von ihren Eltern an und hatte erst einmal auch jeden Cent abgelehnt, den sie nur wegen ihres Aussehens hätte verdienen können. Dennoch wick sie nach diversen schlecht bezahlten Jobs als Bedienung, bei denen sie von jedem zweiten oder dritten Gast überflüssigerweise auch noch angemacht worden war, von diesem edlen Prinzip ab. Während sie bei einem Ärztekongress die Empfangsdame spielte, erfuhr sie von einer Kollegin, dass sie für

das einmalige Posieren für ein Werbeplakat genauso viel verdienen könne wie als Hostess während einer ganzen Automesse.

Das FBI hielt es für unbedenklich, wenn Belle als Model arbeitete, solange ihr Gesicht nicht auf irgendeiner Publikation erschien. In einer Spezialagentur erklärte man ihr, dass man sie für bestimmte Körperteile engagieren könne; für die Hände, für die Beine, für die Brust, allerdings müssten ihre Hände, ihre Beine und ihre Brust auch außergewöhnlich schön sein. Sehr bald wurde der Agenturchefin klar, dass Belle in allen Kategorien mitspielen konnte.

Auf großen Schildern sah man ihren Arm, den sie für die Werbekampagne einer Bank in den Himmel reckte. Ihren Rücken konnte man in Schwarz-Weiß auf einer Lingerie-Werbung bewundern. In einem Spielfilm doublete sie die Beine der Hauptdarstellerin. Trotz der vielen Angebote nahm Belle nur die an, die sie unbedingt brauchte, um ihre Miete zu zahlen und ihr Studium zu finanzieren. Und jeder Fotograf, mit dem sie arbeitete, fragte sich, warum dieses Model ihr hübsches Gesicht vor der Welt verbarg.

Sie hatte es auch nicht eilig, dem zauberhaften Prinzen zu begegnen, von dem alle kleinen Mädchen träumten. Dabei hätte bei ihrem Aussehen wohl ein Wimpernschlag genügt, und er wäre auf einer weißen Wolke angeflogen.

Umso merkwürdiger war es, dass die wunderbare Belle Wayne sich hoffnungslos in einen gewissen François Largilière verknallt hatte.

\*

Belle war die Erste gewesen, die von zu Hause ausgeflogen war. Alle Waynes kehrten, ohne sich abzusprechen und es sich einzugestehen, Fred, der sich unmöglich aufführte, nach

und nach den Rücken. Warren hatte das Haus, gerade mal volljährig geworden, verlassen und wohnte in einem kleinen Dorf auf zwölfhundert Meter Höhe, an der Grenze der Départements Drôme und Isère. So hoch oben, auf dem kargen Plateau von Vercors, spürte er, wie sein schweres, dunkles Blut von alten Gemütszuständen gereinigt wurde, die sich seit seiner Kindheit in ihm angesammelt hatten. Die ganze Gewalt, die er ungewollt eingeatmet hatte, verflüchtigte sich; er war mit sich im Reinen, jetzt konnte er ein Mann werden.

Sein neues Leben als Einsiedler sollte aber nicht ewig dauern. Sobald er in der Lage war – und er hoffte, das würde sehr bald sein –, würde seine Freundin zu ihm ziehen. Vor zwei Jahren hatte er sie beim Wechsel auf das Gymnasium von Montélimar kennengelernt.

Er hatte dieses neue Schuljahr wie alle anderen zuvor begonnen. Er stellte sich quer und sträubte sich, er verfluchte sein Alter, dabei war er viel reifer, als seine Jahre vermuten ließen. Kaum hatte er seine Tasche auf einen Stuhl gelegt, kam Lena herein. Er nahm einen letzten Zug von seiner Zigarette und warf sie mit der Geste eines kleinen Machos zum Fenster hinaus. Warren begriff zu spät, dass ihn gerade ein Tier gebissen hatte, dessen warmes Gift sich bereits in seinem Körper ausbreitete.

Lena war das erste vollkommene Wesen, dem er begegnet war. Da waren ihre vollkommenen Augen, die kaum von ihrer Ponyfrisur à la Louise Brooks verdeckt wurden. Und diese Haare passten perfekt zu ihrem vollkommenen Gesicht. Ganz zu schweigen von der feinen und vollkommenen Beule auf ihrer Nase und den nicht wahrnehmbaren Schatten unter ihren Augen, die für den perfekten Blick sorgten. An diesem Morgen war sie wie eine Königin gekleidet. Sie trug ihren weiten schwarzen Pulli mit Zopfmuster, ihre

Jeans waren am Po löchrig, und um den Hals trug sie das perfekte Omatüchlein. Warren versuchte sich an eine rationale Erklärung zu klammern: Zu viel Perfektion verursachte nun mal Herzflimmern.

Ein Aufseher bat ihn, den Anmeldebogen auszufüllen, und Warren zögerte wie jedes Jahr schon bei der ersten Frage: *Name?* Die Ratlosigkeit war ihm ins Gesicht geschrieben. Sein Banknachbar sagte, um sich über ihn lustig zu machen: »Du weißt nicht mehr, wie du heißt?« Es war die Wahrheit. Warren hatte wieder einmal seinen Namen vergessen. Das war kein Gedächtnisproblem, sondern eine Fehlleistung, die auftrat, sobald er seinen Namen irgendwo eintragen musste. Als ob das Trauma seiner Kindheit sich jetzt in all den falschen Namen, die ihm die Richter seines Vaters aufzwangen, eingestriet hätte. Warren war als Manzoni geboren worden, ein Name, der jetzt verboten war und verflucht, verurteilte er doch die, die ihn trugen, zum Tod. Bei ihrer Ankunft in Frankreich hatte man sie Familie Blake getauft, dann Brown, und bei ihrem Einzug in Mazenc hatte ihnen das FBI neue Papiere besorgt auf den Namen ... ja, auf welchen ...?

»Wayne!«, rief er. »Ich heiße Wayne. Warren Wayne.«

War diese Schwierigkeit überwunden, wartete schon die nächste, noch unangenehmere auf ihn. *Beruf des Vaters*. Schließlich trug er »Schriftsteller« ein, was eine weitere Lüge war. Sein Vater war ein Denunziant, ein Verräter, jemand, der andere verpfeifen hatte, ein Petzer und Spitzel, ein berühmter Kronzeuge, der für alle Zeiten anonym bleiben musste, er war ein Mann, der nicht für einen seiner schwachsinnigen Schmöker in Erinnerung bleiben würde, sondern weil er durch seine Zeugenaussage für den Niedergang der Cosa Nostra gesorgt hatte. Seitdem Warren aufs Gymnasium ging, interessierten sich seine französischen Lehrer für diesen Va-

ter, der Schriftsteller war. Ein Vater, eigentlich ein Analphabet, der aber trotzdem Bücher schrieb.

»He, du Unruhestifterin da hinten links, entweder du packst das Telefon weg, oder ich beschlagnahme es.«

Dass jemand sie eine »Unruhestifterin« nannte, ließ Lena bis über beide Ohren erröten, was Warren ausnutzte. Er fragte seinen Nachbarn: »Wie heißt sie, diese Unruhestifterin?«

»Lena Delarue.«

Na klar, Lena Delarue, wie sollte sie auch sonst heißen? Ein Name, der so perfekt zu ihr passte – Warren hätte gern auch so einen.

*Wo kommt denn dieses Wesen auf einmal her? Warum fühle ich mich in ihrer Gegenwart so unsicher? Was soll dieses Eindringen in mein Leben? Sie denkt wohl, sie brauche nur eine Tür aufzustoßen, und schon vergesse ich meinen Namen. Seit wann gibt es diese Lena Delarue? Hatte sie vielleicht eine richtige Kindheit? Wie lange wird es dauern, bis sie merkt, dass es mich auch gibt?*

\*

Mit seiner Schreibmaschine produzierte Fred heute nichts, was ihn zufriedenstellte, also irrte er umher. Er öffnete den Kühlschrank und probierte den Ricotta, den er beim Italiener gekauft hatte, dann ging er in den Garten und setzte sich an den verwahrlosten Pool. Sein Hund Malavita hatte die ersten Sonnenstrahlen für ein Nickerchen am Beckenrand genutzt, bei dem er den alten Zeiten nachtrauerte, als hier noch Menschen im Wasser herumtollten. Malavita war ein Australischer Schäferhund, knorrig, mit kurzen Beinen, er hatte kurzes, aschfarbenes Haar und spitze Ohren, die immer aufgestellt waren. Um den Kindern eine Freude zu machen, hatte Fred ihn aus einem Tierheim geholt. Wie jeder

Mensch, der sich einen Hund zulegen will, hatte auch Fred einen gesucht, der ihm ähnelte. Die Beschreibung an der Zwingertür hatte ihn schließlich überzeugt: *Der Australische Schäferhund ist ein treues Tier, das seinem Herrchen nur Freude machen will.* In Newark hatte Fred sich seine ersten Sporen durch unbedingten Gehorsam verdient, und nichts hatte ihn damals glücklicher gemacht als ein anerkennender Klaps seines Chefs. *Er braucht Auslauf, ist aber gleichzeitig ein großartiger Wachhund, der jedem Menschen allein durch seinen Blick Respekt einflößt.* Zu Beginn seiner Karriere hatte Fred mehr gearbeitet als die anderen, und sein Territorium hatte er mit einer Unerbittlichkeit verteidigt, die ihn bis in die drei Nachbarstaaten berühmt machte. *Er läuft über Wiesen und Felder ohne das geringste Anzeichen von Müdigkeit, selbst tropische Hitze macht ihm nichts aus.* Um sein eigenes Reich aufzubauen, hatte er Pakte mit den Clans von Miami und Kalifornien geschlossen und Geschäftsverbindungen nach Kanada und Mexiko aufgebaut, und nichts, weder Gesetze noch Regeln noch Landesgrenzen, konnten ihn davon abhalten. *Dieser Hund beschützt seine Artgenossen, Fremden gegenüber ist er misstrauisch.* Diese Eigenschaft hatte ihn letztlich vollkommen überzeugt.

Wie alle Kinder waren auch Belle und Warren sofort in das Tier vernarrt, um genauso schnell wieder das Interesse an ihm zu verlieren. So hatte sich Fred zunächst notgedrungen um das Fressen und den Auslauf gekümmert, bis der Hund in ihm sein alleiniges Herrchen sah und beide mit den Jahren gemeinsamen Zusammenlebens ihr seltsames Verhalten immer mehr aneinander angepasst hatten.

Nach einer Zeit in einer dürftigen Pariser Wohnung hatte sie das Zeugenschutzprogramm nach Südfrankreich umgesiedelt, dann in die Normandie, dann ins Elsass, bis man schließ-

lich in dem kleinen Dorf Mazenc in der Nähe von Montélimar ein Haus für sie gefunden hatte, mit dem Versprechen, sie dort eine Weile in Ruhe zu lassen. Hier sah Malavita zum ersten Mal in ihrem Leben ein Schwimmbad – für sie eine Art Grube, in die sich bei schönem Wetter Menschen mit schrillen Schreien stürzten, was einem Lebewesen, das eigentlich für den Busch bestimmt war, ziemlich seltsam vorkam.

Das Haus war inzwischen ziemlich leer geworden. Das Liebespaar hat es jetzt wieder allein für sich, wie Maggie jeden Montagmorgen sagte, bevor sie in den Zug stieg, um sich um ihr kleines Unternehmen zu kümmern. Ein mildes Frühjahrlüftchen am frühen Nachmittag hatte Herr und Hund dazu verführt, sich um ein abgestandenes, mit Blättern bedecktes Wasser zu versammeln. Seit Belle und Warren ausgezogen waren, nahm Fred den Pool nur noch im heißesten Hochsommer in Betrieb.

In ihrer Glanzzeit, als die Manzoni in einer Art Palast im Villenviertel von Newark lebten, konnte der Pool das ganze Jahr über benutzt werden. Fred hatte die lästige Pflicht der Poolpflege an eine Firma abgegeben, die ihm leichtsinnigerweise einen jungen Studenten schickten, schön und braun gebrannt. Der beherrschte sein Metier und war sehr freundlich zu seinen Kunden. Doch Vorurteile sind schwer totzukriegen, und so blieb ein *pool guy* in den Augen von Giovanni Manzoni immer ein *pool guy*, behaftet mit allen Klischees und Fantastereien eines lasziven Bürgertums. Dabei hatte sich seine Frau weder für den *pool guy* noch für einen anderen je interessiert. Ehebruch, das hätte Giovanni als Letztes fürchten müssen, nie bestand Gefahr, dass Maggie fremdging. Zudem war dieser *pool guy* ein anständiger Junge, den die Frauen im Bikini nicht interessierten – er hatte eine Freundin und träumte davon, sie nach dem Studium zu heiraten.

Aber er verkörperte eben den Inbegriff eines *pool guy* – Typ kalifornischer Surfer, mit Waschbrettbauch und brauner Honigkuchenhaut. Das war zu viel an *pool guy* für Giovanni, der ihn an den Haaren packte, in die Garage zog, seinen Kopf in einen Schraubstock spannte und so lange zudrehte, bis der Junge schwor, die Stadt binnen einem Tag zu verlassen. Am nächsten Morgen schickte die Firma einen alten Herrn, kurz vor der Pensionierung, der bedauerte, nie studiert zu haben, denn jetzt werde er wohl als *pool guy* sterben.

Hinter dem Fenster der Bruchbude schräg gegenüber erahnte Fred die Silhouette von Peter Bowles, seinem persönlichen Zerberus, den das FBI ihm zugeteilt und der ihn bei allen Umzügen begleitet hatte, der seine Anrufe abhörte und seine Post als Erster las. Dieser Mann war zu seinem Schatten geworden, er klebte an ihm wie ein schlechtes Gewissen. Bowles hingegen beobachtete diesen Dreckskerl von Gangster, wie er um den Pool stolzierte, während er als aufrechter Vertreter von Recht und Ordnung in diesem Verschlag eingesperrt war, in dem es im Winter gefror und im Sommer brütende Hitze herrschte. Irgendetwas schien da mit dem amerikanischen Rechtssystem nicht zu stimmen.

\*

Im Gegensatz zu ihrem Mann hatte Maggie sich immer frei bewegen können. WITSEC ermutigte sie, eigenständig zu werden und allein ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Einer regelmäßigen beruflichen Tätigkeit nachzugehen, zeugte von echter Resozialisierung. Das Büro in Washington hatte ihr gestattet, sich in Paris einen Geschäftsraum zu suchen.

So hatte sie ihre bescheidenen Mittel in ein kleines Lokal in der Rue de Mont-Louis, in einem Winkel des elften Arrondissements, investiert. Miese, zweifelhafte Restaurants wa-

ren bisher hier zu Hause, das sollte jetzt anders werden. Der Laden stand leer, seitdem eine Pizzakette sich in dem Viertel breitgemacht hatte, die den kleinen Lokalen den letzten Todesstoß versetzte. Trotz dieser Konkurrenz, die mehr als einen Gastwirt entmutigt hatte, wollte Maggie ihr Glück versuchen.

Um die von ihr gewünschte Perfektion jederzeit zu erreichen, wollte sie nur ein einziges Gericht auf die Karte setzen: ihre berühmten Auberginen mit Parmesan; nichts anderes, keine Vorspeisen, keine Desserts, keine Getränke. Diese radikale Entscheidung zwang sie, auf Service im Lokal zu verzichten, es gab nur den Straßenverkauf und die Lieferung nach Hause. Beim Arbeitsamt vermittelte man ihr Rafi, einen seit drei Jahren arbeitslosen Familienvater, der für jeden Job zu haben war, auch wenn er ihn noch nie ausgeübt hatte. Sie gaben den kleinen Gastraum auf, um die Küche zu vergrößern und Platz für ein Zimmerchen mit Schlafmöglichkeit zu schaffen – Maggie wollte nicht noch eine zweite Miete bezahlen. Mit einer gehörigen Portion Naivität eröffnete sie das »La Parmesane«, sie hatte sich im Viertel bei niemandem vorgestellt und besaß keine Geschäftserfahrung. Einige böse Zungen orakelten, dass sie sehr bald Konkurs anmelden werde, das hier wäre reiner Selbstmord.

An diesem Kamikazeunternehmen wollte Maggie diejenigen teilhaben lassen, die es am nötigsten hatten. So engagierte sie Clara, die gerade das Pariser Rathaus als Rentnerin verlassen hatte, um in den Süden zu ziehen, wo auf Senioren angeblich ein goldener Herbst wartete. Als sie an Maggies Laden vorbeiging, stieg ihr der Duft einer Tomatensoße in die Nase, der sie an die Soße ihrer Mutter aus den Abruzzern nordöstlich von Rom erinnerte. Clara packte die Gelegenheit beim Schopfe, schließlich konnte sie mit Maggies Angebot

ein neues Leben beginnen, und das in einem Alter, in dem man eigentlich auf den Schrottplatz gehörte. Gemeinsam kontaktierten die beiden italienische Lieferanten, laut Maggie das A und O ihrer Unternehmung, sie rechneten gemeinsam die täglich anfallenden Kosten aus, machten sich mit der Buchführung vertraut und studierten die Gaststättengesetze. Wie zwei Gelehrte, gebeugt über Reagenzglas und Bunsenbrenner, machten sie ihre Tests und Proben, überboten sich gegenseitig in ihrem Einfallsreichtum, um schließlich zu dem gleichen Ergebnis zu kommen, ob sie jetzt dreihundert oder sechshundert Portionen herstellten. Um ihr Team zu vervollständigen, brauchte Maggie noch zwei Fahrer, und sie entschied sich für Sami, einen Vorbestraften kurz vor der Wiedereingliederung, und für Arnold, einen jungen Studenten, der im Leben keinerlei Prioritäten setzte und gerade sein Studium unterbrochen hatte und seit ein paar Nächten auf der Straße schlief.

Jeden Morgen um acht warf Clara einen Blick auf die in der Früh gelieferte Ware und überprüfte die Vorräte. Der Parmesan stammte von einer traditionellen Firma aus der Emilia-Romagna, und der Mozzarella, der für die Zubereitung der *melanzane alla parmigiana* genauso wichtig war, aus der Käserei Ranieri aus Sora im Latium. Die geschälten Tomaten kamen in Gläsern aus Kalabrien, das Olivenöl lieferte ein kleiner Erzeuger aus Perpignan. Maggie begann den Tag mit einem Gang durchs Lager, dann bereitete sie die Tomatensoße vor. Rafi kam kurze Zeit später dazu und begrüßte seine »Tanten«, wie er sie nannte. Er hatte in den Hallen von Rungis die besten Auberginen besorgt, jetzt zog er seine Schürze an und widmete sich dem Gemüse, das er am Vorabend geschält, geschnitten und in Fünferreihen angeordnet hatte, damit es Wasser ziehen konnte. Clara tunkte jeden Auberginenstreifen

in ein Bad aus Ei und Mehl, bevor sie ihn in den Ofen schob. Diese Arbeitsgänge waren bis gegen elf beendet. Danach bereitete Clara die Lieferboxen vor, die ersten Bestellungen gingen raus. Die Angestellten der Firmen rundherum hatten die Sandwiches und Salate in den Plastikverpackungen satt, schon seit zehn Uhr bestellten sie, aus Angst nichts mehr zu bekommen. Um Mittag konnten keine Bestellungen mehr entgegengenommen werden, die Enttäuschung stand den zu spät Gekommenen im Gesicht. Maggie und Clara überschritten am Mittag genau wie am Abend niemals die magische Zahl von dreihundert Portionen. Der Erfolg würde ihnen nur treu bleiben, wenn sie niemals in ihrer Qualität schwankten und ihre Speisekarte, die aus einer Speise bestand, niemals änderten. Das Rezept musste das gleiche bleiben, die Lieferanten mussten dieselben sein, der Preis durfte nicht erhöht, der Profit nicht gesteigert werden, trotz des Erfolgs. Ein Jahr später hatte Maggie die Namen derjenigen vergessen, die ihr ein baldiges Ende prophezeit hatten. Rafi konnte seine große Familie wieder ernähren, Clara sparte, um sich eines Tages einen kleinen Bauernhof im Département Ardèche leisten zu können, Arnold studierte wieder und konnte eine Dachkammer im Viertel bezahlen, und Sami hatte das Vertrauen seines Bewährungshelfers zurückgewinnen können. Wie sie alle Tag für Tag ihr Herzblut für die Arbeit gaben, der eine für den anderen einstand, alle einem Ziel untergeordnet, das machte Maggie glücklich, sie fühlte sich für ihre Bemühungen belohnt. Sie würde zwar niemals reich werden, aber sie konnte die Kredite zurückzahlen, den Bankleuten erhobenen Hauptes gegenüberreten und ihr Feldbett gegen eine kleine Stadtwohnung eintauschen. Sie war selbstständig, sie brauchte weder WITSEC noch ihren Mann um einen Cent zu bitten. Niemandem schuldete sie Rechenschaft, ein Erfolg, den man

gar nicht hoch genug einschätzen konnte. Doch nach allem, was sie durchgemacht hatte, hätte Maggie eines wissen müssen: Auch die Tage einer Utopie waren gezählt.

\*

Für das Cover eines Videospieles hatte Belle in einem schwarzen Body posiert, ihr Gesicht hatte man später am Computergrafisch verändert. Bei der Fotosession war ihr der Erfinder des Spiels, François Largillière, vorgestellt worden, ein freundlicher und sympathischer Typ, der sie nicht mit großen Augen anstarrte und sich auch nicht aufspielte, indem er sie mehr oder weniger offensichtlich anbaggerte. Verführung schien diesen Mann nicht zu interessieren, er unterhielt sich einfach mit ihr, ausführlich und unbefangen, ohne jede Absicht, und das brachte Belle schließlich zu der Überzeugung, dass seine Redseligkeit schlicht Ausdruck seiner Lässigkeit sei.

Die Wahrheit sah aber ganz anders aus: François Largillière war noch mehr als die anderen von ihrer Schönheit überwältigt. Aber er wollte nicht mehr träumen, Feen gab es so wenig wie Prinzessinnen, außer in kitschigen Filmen und schlechten Videospiele, die er niemals konzipieren würde. Falls einem im normalen Leben vollkommen unerwartet eine Prinzessin begegnen sollte, so musste man ihr auf der Stelle aus dem Weg gehen und sie so weit wie möglich wegschieben, um jede Enttäuschung zu vermeiden. Dank dieser Maxime war er selbst geblieben und hatte sich seinen Sinn für Humor bewahrt.

Sie war es, die ihn wiedersehen wollte. François fiel aus allen Wolken, als er die Stimme des Mädchens wiederhörte, das zu allem Überfluss auch noch Belle – die Schöne – hieß. Die Überraschung verwandelte sich in Argwohn: Sie rief ihn

sicher an, um sich etwas von ihm zu erschleichen, aber was? Er traf sich mit ihr auf ein Glas, weil er Gewissheit haben wollte, aber sie bat ihn um nichts, was François Largillière beim zweiten Treffen noch misstrauischer machte. Bei ihrem dritten Rendezvous saßen sie um den Teich im Jardin du Luxembourg herum, dort blieben sie, bis der Park geschlossen wurde, dann teilten sie sich Austern und Weißwein, bevor sie in Belles kleines Einzimmerappartement gingen, das ganz von ihrem Bett dominiert wurde und damit wenig Raum für Unverfängliches ließ. Sie waren beide leicht betrunken, sie kicherten, machten zweideutige Gesten – und auf einmal waren sie nackt.

Doch plötzlich ging Largillière auf Distanz und verkündete, gleich einem Urteilsspruch, *dass er heute Abend keine Erektion bekommen werde*. Dann zog er seine Boxershorts wieder an und begann einen Diskurs über die Durchlässigkeit der Mittelschicht für andere Klassen.

Von dieser Wendung des Geschehens überrascht, fragte sich Belle, wie er zu dieser Erkenntnis kommen konnte, wo sie sich noch nicht einmal berührt hatten. Ein erstes Mal war nun mal ein erstes Mal, da kam es nicht auf eine Glanzleistung an, sondern darauf, dass ihre Körper sich kennenlernen. Erstaunlicherweise ersparte Largillière ihr das übliche Jungengejammer über erschlafte Männlichkeit. Dafür entschlüpfte ihr ein »Das ist doch nicht schlimm«, was sie sofort bereute, worauf er mit einem »Ich weiß« antwortete. Trotzdem verlor sie nicht die Hoffnung, einem solch wichtigen Augenblick eine gewisse Leichtigkeit zurückschenken zu können, und schlug ihm vor, dass beide bei ihm, in seinem Reich, übernachteten. Sie schlenderten durch ein paar stille Straßen, dann öffnete François die Tür zu seiner Wohnung, die riesig war und leer, die Wände weiß, es gab nicht einen

einzigem Dekorationsgegenstand. Bei sich zu Hause agierte er wieder etwas ungezwungener, ohne jedoch das Gespenst des Versagens verjagen zu können. Belle, die an sich und ihren Reizen zu zweifeln begann, fragte, ob er sich in ihrer Gegenwart unbehaglich fühle. Er zögerte einen Moment, bevor er ihr anvertraute, was er empfunden hatte, als er sie nackt sah.

Denn in dem Augenblick hatte er es endlich wahrhaben können, dass ein Mädchen wie sie tatsächlich einen Typen wie ihn wollte. Ihn, der in seinem Leben nichts getan hatte, womit er solch ein Wesen, wie es einem normalerweise nur im Traum begegnete, verdient hätte. Sie war sogar noch viel rührender, ganz auf ihn eingestellt, und schien seinen Körper, der ihm gänzlich unattraktiv vorkam, recht anziehend zu finden. François genügte es, die Hand nach ihr auszustrecken, um zu spüren, dass sie tatsächlich bei ihm war, am selben Ort, zur gleichen Zeit. Schließlich überwand er sich, aber anstatt ihre Schultern und Brüste zu streicheln oder mit den Händen über ihre Hüften zu gleiten, befühlte er ihren Unterarm; er wollte sich sicher sein, dass sie wirklich existierte.

Zwei Wochen später hatte er dieses Himmels Geschenk akzeptiert und sich in einen ungestümen Liebhaber verwandelt, der stets auf Neue von diesem Körper verzaubert wurde, den er immerzu in seinen Armen halten musste.

\*

Sechs lange Monate hatte Warren geduldig darauf gewartet, dass Lena auf ihn aufmerksam wurde. Sechs Monate hatte er versucht, irgendwelche Zeichen zu deuten und sich eine Kriegslist auszudenken, sechs Monate war er seiner Lieblingstätigkeit nachgegangen, Lenas Profil zu bestaunen: von rechts, wenn sie sich neben das Fenster setzte, von links, wenn sie wie angewurzelt neben dem Heizkörper verharrete.

In den Hauptfächern saß sie neben ihrem Klon Jessica Courtiol, trug die doch den gleichen Pullover mit Zopfmuster, die gleichen schwarzen Treter und setzte bei der geringsten Anstrengung den gleichen Schmollmund auf. Doch Lena hatte als Zweitsprache Spanisch gewählt, Jessica aber Deutsch, und so tauschten die beiden Unzertrennlichen jedes Mal vor dem Sprachunterricht Küsschen aus, welche herzzerreißende Abschiede. Lena saß dann neben Dorothée Courbières, ein bisschen zu *girly* für ihren Geschmack, aber begabt genug, um schwierige Sätze zu übersetzen, und cool genug, um einen mit dem Material der geschwänzten Stunden zu versorgen. Jetzt kam der Zufall ins Spiel: Dorothée war krank, oder Lena wurde wegen Abschreibens von Dorothée getrennt, jedenfalls geschah im Bruchteil einer Sekunde ein Wunder, und Warren und Lena saßen nebeneinander. Die wenigen Male, bei denen das bisher passiert war, hatte sie ihren Nachbarn kaum eines Blicks gewürdigt, oder sie hatte die Nase in ihre Arbeitsmappe gesteckt, um die Zeit abzusetzen. Warren hingegen atmete mit dem Bauch, seine Stirn war heiß, und er hatte Angst, rot anzulaufen. Aber dagegen konnte er nichts tun, außer den Kopf auf die Hand zu stützen und sich um einen ungezwungenen Gesichtsausdruck zu bemühen. Er hätte sich gar nicht so anstrengen müssen, Lena nahm ihn ohnehin nicht wahr, der Junge neben ihr existierte nicht für sie, er war ein durchsichtiges Nichts, das die linke Hälfte des Tisches besetzt hatte. Ob das Wort »Sex« mit dem Wort »Sektion« für etwas Abgeteiltes, Getrenntes zusammenhing? Warren überlegte. In der ersten Hälfte der Schulstunde wollte er davonlaufen, in der zweiten wollte er ihr etwas Lustiges ins Ohr flüstern und sie mit einer respektlosen Geste beeindrucken. Stattdessen verfiel er in die bei Heranwachsenden übliche Grübelei über die unüberwindbare Kluft zwischen Jungen und Mäd-

chen. *Sie nimmt mich noch nicht einmal wahr, diese dumme Kuh.* Vom einzigen Wesen, das ihn interessierte, derart ignoriert zu werden, das war eine neue Erfahrung für ihn. Vielleicht steckte ein Sinn dahinter, aber welcher? Manchmal berührten sich ihre Ellbogen, wenn sie ein Lehrbuch aufschlugen; Warren schreckte wie nach einem elektrischen Schlag zusammen, während sie davon nichts mitbekam und ihm lediglich »Welche Seite?« zunuschelte. »Keine Ahnung«, antwortete er kurz angebunden, also fragte sie einen anderen. Was musste er tun, um von Lena Delarues Augen wahrgenommen zu werden? Eine Eins im Aufsatz schreiben? Mit einem Motorroller vorfahren? Breite Schultern wie ein Meisterschwimmer bekommen? Was musste er tun, damit sie ihn endlich als lebendes Wesen betrachtete?

Im Grunde genommen hätte er zahlreiche Möglichkeiten gehabt, um bei ihr Eindruck zu schinden. Er hätte sich während der Schulstunde zu ihr herüberbeugen können, um ihr ins Ohr zu flüstern: *Ich bin von Killern großgezogen worden, verstehst du? Ich konnte ein gestohlenen Auto starten, bevor ich überhaupt sprechen konnte. Ich kann eine Walther P38 mit verbundenen Augen laden, und meinen zwölften Geburtstag habe ich mit meinem Vater in einem Stripteaseclub gefeiert.* Alles Dinge, die der Wahrheit entsprachen, die er aber nicht erzählen durfte; zudem kamen sie ihm gar nicht in den Sinn, denn neben ihr wurde er zu einem Jungen wie alle anderen. Er träumte davon, ein Mädchen mit seinen Leistungen im Laufen und Werfen zu beeindrucken. Die Schulglocke läutete, und Lena raste auf den Gang, um Jessica von der bescheuerten Unterrichtsstunde zu berichten. Warren verfluchte Gott und die Welt, wie hatte er nur diese einmalige Gelegenheit verstreichen lassen können! In der Pausenhalle ging er an vielen Jungs vorbei, die mit einem Mädchen im Arm umherschlenderten.

Diese Kerle hatten mehr Mut als er – dass er ein Manzoni war, half ihm da auch nicht weiter. In früheren Schulen hatte er den kleinen Gangster gegeben, dem man Treue schwor – und die Mädchen waren von ihm beeindruckt gewesen und nicht umgekehrt. Ein Jahr war es erst her, dass ein großes Mädchen aus der Abiturklasse ihn hatte entjungfern wollen: *Ich werde deine erste Frau sein, und nie wirst du mich vergessen. Dein ganzes Leben lang wirst du dich an Béatrice Vallée erinnern.*

Seitdem Warren sich nicht mehr als großen zukünftigen Architekten der Cosa Nostra sah, hatte er all seine Unverfrorenheit, all seine Arroganz verloren, für die anderen war er zu einem gesichtslosen Niemand geworden. Die Lehrer hielten ihn für zu schüchtern, und vor seinen wenigen Schulfreunden nahm er nach Schulschluss regelmäßig Reißaus. Nur einmal hatte er die Einladung zu einem Fest angenommen, er hoffte, dort Lena Delarue zu treffen. Doch Warren wusste nicht, wohin mit sich, er verhielt sich unbeholfen und verkrampt, sein Humor hatte keinen Witz, sein Tanzstil war linkisch, er war unfähig, sich in Gespräche einzubringen. Lena hatte sich köstlich über ihn amüsiert, wie man das in ihrem Alter eben leichtfertig tat.

Zum Glück kam seine Schwester zu Hause vorbei, und Warren konnte, was Mädchen betraf, Dampf ablassen.

»Jetzt hör auf mit dem Geflenne, wie heißt sie?«

»Wer?«

»Die, an die du nicht rankommst.«

»... Lena.«

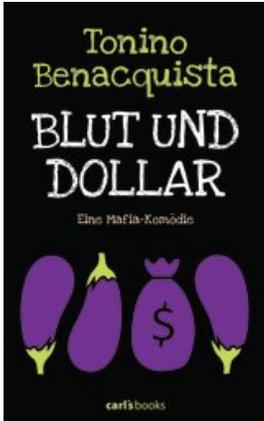
»Wo liegt das Problem?«

»Ich bin unsichtbar für sie.«

»Seit wann?«

»In zehn Tagen sind es genau sechs Monate.«

Belle versuchte, ihm zu helfen, ohne auf die abgedroschens-



Tonino Benacquista

**Blut und Dollar**

Eine Mafia-Komödie

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-58541-2

carl's books

Erscheinungstermin: Mai 2015

Die erfolgreiche Mafia-Komödie geht weiter

Giovanni Manzoni, Ex-Mafiaboss im Zeugenschutzprogramm, wird in die Provence umgesiedelt. Seine Frau Maggy hat in Paris ein Lokal eröffnet, die Kinder sind ausgezogen. Also ist er viel allein mit seinen Bewachern vom FBI und kann sich dem Schreiben widmen. Doch er hat keine Idee. Als Maggy ihm von den Schikanen des benachbarten Schnellrestaurants erzählt, hat Giovanni endlich einen Romanstoff. Eine tapfere Restaurantbetreiberin setzt sich mit allen Mitteln gegen die Übermacht einer Fast-Food-Kette zur Wehr: Nägel in der Pizza und Gift in der Tomatensoße. Giovanni lässt seiner mafiösen Fantasie freien Lauf. Und es ist nicht rohe Gewalt, sondern ihre Schilderung, die die Schurken zur Ordnung ruft. Denn nach der Lektüre des Romans ziehen sich die Betreiber des Schnellrestaurants ganz von allein zurück ...